Zeitschrift: Divus Thomas

Band: 8 (1921)

Heft: 1

Artikel: Der Gemeinschaftsgedanke in den päpstlichen Erlässen und Kundgebungen über die Seligsprechung der Negermärtyrer von Uganda

Autor: Hallfell, M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-762854

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER GEMEINSCHAFTSGEDANKE IN DEN PÄPSTLICHEN ERLÄSSEN UND KUNDGEBUNGEN ÜBER DIE SELIGSPRECHUNG DER NEGERMÄRTYRER VON UGANDA[1]

Von P. Dr. M. HALLFELL (Weiße Väter)

Die Seligsprechung der in Zentralafrika im Jahre 1886 für ihren Glauben gestorbenen Diener Gottes Karl Luanga, Matthias Murumba und Gefährten wurde am 6. Juni 1920 in der hohen Peterskirche zu Rom mit einem religiösen Familienfest, wie es nur innerhalb der katholischen Kirche möglich ist, feierlichst begangen. Die Teilnehmer zählten nach Tausenden. Von Nord und Süd, von Ost und West waren sie herbeigeeilt, um von der lehramtlichen Autorität die Freudenbotschaft entgegenzunehmen, daß die genannten Ehrwürdigen Diener Gottes „tatsächlich als Märtyrer gestorben und somit der Ehre der Seligen teilhaftig sind". Diese Freudenbotschaft aus dem Himmel trug ihr Echo in die ganze katholische Welt und wurde auch außerhalb Roms vielerorts durch religiöse Veranstaltungen gefeiert.

Es waren Äußerungen echt katholischen Familiensinnes. Der Wurzel- und Nährboden dieses Familiensinnes aber liegt in dem Einheits- und Gemeinschaftsgedanken, der Gott und Mensch, das Diesseits und Jenseits, Natur und Übernatur umspannt. Um das hohe Gut des katholischen Familiensinnes in uns und anderen zu pflegen, wollen wir unter Führung des hl. Thomas den Gemeinschaftsgedanken in dem päpstlichen Erlasse und Kundgebungen über die Seligsprechung der Negermärtyrer nachgehen.

---

kennt es und erwähnt es kurz bei der Mäßigkeit. Bei den theologischen Tugenden will er ebenfalls durch eine schärfere Distinktion als Thomas es getan, den Gedanken der Mitte hervorheben und unterscheidet zwischen ihrem Objekte und ihrem Akte (S. III, d. 33, q. un.). Hinsichtlich des Objektes, das Gott ist, gebe es keine Mitte bei ihnen, wohl aber hinsichtlich des Aktes, der den menschlichen Verhältnissen angepaßt sein muß. Eine spätere Fortsetzung der Untersuchung soll den aristotelischen Gedanken durch die weitere Scholastik verfolgen.

[1] Es kommen in Betracht die päpstlichen Dekrete: Cum a summo vom 14. August 1912, Act. Ap. S. 1912, 567—570; Studiose simul vom 29. Februar 1920, ib. 1920, 82—84; Sancta mater vom 11. April 1920, ib. 1920, 168—170; In Africam vom 6. Juni 1920, 272—281; sodann die Ansprache des Papstes im „Osservatore Romano", 2 marzo 1920.

Auf diesem Gange werden wir überall auf das unabänderliche Hausgesetz der großen Gottesfamilie stoßen, daß wir mit Christus und untereinander in einer Ziel- und Arbeitsgemeinschaft verbunden sein und bleiben müssen.

I. Ziel- und Interessengemeinschaft

Die allgemeine Richtung für unsere Untersuchung wird uns durch einen Ausspruch des hl. Thomas gegeben. „Gott vollbringt unsere Heilswirkung durch zwei Faktoren, den Hauptfaktor: seine eigene Tätigkeit, insofern er Wirkursache unseres Heiles ist und auch durch unsere Tätigkeit, insofern er das von uns erkannte Ziel und Ende ist.“ Deus dupliciter nos iustificare dicitur, principaliter scilicet per actionem suam, inquantum est causa efficiens nostrae salutis et etiam per operationem nostram, inquantum est finis a nobis cognitus (De Veritate, qu. 29 a. 4 ad 1).

Der Ausdruck „finis“ — Endziel — kann ein Zweifaches bedeuten: Gott, als Gegenstand betrachtet, den wir in unseren Besitz bringen möchten, weil er uns bekömmlich und erstrebenswert erscheint und dann die Tätigkeit, durch die wir ihn in unseren Besitz bringen, umfangen halten und genießen[1]. Beide Bedeutungen beanspruchen eine liebevolle Aufmerksamkeit.

1. Gott, das übernatürliche Gesellschaftsgut des ewigen Lebens

Die Ordnung der Natur verlangt, daß das Einzelwohl des Individuums seine Ergänzung finde in dem Gemeinwohl oder Gesellschaftsgut der Familie, das Gesellschaftsgut der Familie in dem des Staates, das des Staates in dem der ganzen menschlichen Gesellschaft. Ohne das Gesellschaftsgut der ganzen großen Menschenfamilie ist das vegetative, das Sinnes- und Vernunftleben (intellektuelle, moralische und religiöse) in den einzelnen Staaten entweder unmöglich oder doch stark gefährdet, wie es der Weltkrieg in so erschreckender Weise dargetan hat. Ohne die Annahme dieses natürlichen Gemeingutes der ganzen menschlichen Gesellschaft wäre das Völkerrecht ein Widersinn. Im Hinblick auf dieses Gemeingut mahnt Papst Bene-

[1] 1. 2. q. 1 a. 8; 1. 2. q. 2 a. 7; 1. 2. q. 3 a. 1.

dikt in seiner Friedensnote vom 1. August 1917, „man solle die besonderen Interessen mit dem Gemeinwohl der großen menschlichen Gesellschaft in Einklang bringen". Und in seiner Friedensenzyklika vom 23. Mai 1920 sagt er: „Nicht nur Gründe der Nächstenliebe, sondern auch die Forderungen der Notwendigkeit drängen offensichtlich auf eine allgemeine Verständigung der Völker hin. Sind dieselben ja nach Ausweis der Natur durch gegenseitige Hilfsbedürftigkeit auf gegenseitiges Wohlwollen angewiesen, zumal in der Jetztzeit bei der verfeinerten Lebensweise und der wundersam gesteigerten Verkehrsmöglichkeit."

Infolge der Erhebung des Menschengeschlechtes zur Übernatur wurde der Mensch auf Gott, als das übernatürliche Gemeinwohl und Gesellschaftsgut, hingeordnet, in welchem er seine endgültige Vollendung und Beseligung finden soll. Dieser übernatürliche finis ultimus erfaßt das ganze Menschenwesen, dem es sich in allem, in seinen Einzelgütern wie auch in den Gesellschaftsgütern der Familie und des Staates, unterzuorden hat.

„Totum, quod homo est et quod potest et quod habet ordinandum est ad Deum" (1. 2. q. 21 a. 4 ad 3[1]).

Es ist eine Lieblingserwähnung des hl. Thomas, Gott als das beseligende Gemeingut des übernatürlichen Gesellschaftsverbandes der Engel und Heiligen des Himmels der communio Sanctorum zu betrachten. „In Gott ist die Glückseligkeit als gemeinsames Quellprinzip für alle, die an der Glückseligkeit Anteil nehmen können" (2. 2. q. 26 a. 3). „Die beseligende Gutheit Gottes ist Gemeingut aller je nach dem Maße der Empfänglichkeit, die sie für die Beseligung haben" (De Caritate a. 4 ad 2). Das ist nämlich das unveräußerliche Vorrecht Gottes, daß er sich ungezählt vielen vernünftigen Geschöpfen zur Beseligung zu eigen geben kann, ohne darum aufzuhören, jedem einzelnen so voll und ganz zu eigen zu sein, als ob er sich nur ihm allein geschenkt hätte. Wer dächte da nicht an die liebliche Analogie des hl. Thomas: Non diminuitur in individuo species, licet ipsam participent plures; nec plenius individuo species inesset, si sola inesset (Opusc. 54 [Parisiis] c. 13). Weil der betrachtende Blick des Aquinaten mit Vorliebe auf Gott, der Substanz des beseligenden

[1] Siehe die herrliche Quaestio de caritate, q. 7.

Gemeingutes ruht, umfaßt er auch den ganzen Komplex der akzidentellen Gesellschaftsgüter, die durch die Engel und Heiligen des Himmels diesem übernatürlichen Gesellschaftsverband zugetragen werden. Welches Glück, zu dieser unermeßlichen Gemeinschaft der Heiligen zu gehören und darin alles mitzubesitzen, was die unzähligen Scharen der Heiligen an Herrlichkeit und Seligkeit haben. Denn wenn in einem Körper jedes Glied seine besonderen Vorzüge hat, so gehören diese doch dem ganzen und dadurch allen übrigen Gliedern mit an. Versetzen wir uns in Gedanken in den Gesellschaftsverband der Auserwählten, so freuen wir uns über die Weisheit der Cherubim, über die Liebe der Seraphim, die Würde der Apostel, die Tapferkeit der Märtyrer, die Weissagungsgabe der Propheten, die Wunder der Bekenner, die Reinheit der Jungfrauen, kurz, über die Gaben und Taten unserer Mitbürger im himmlischen Jerusalem, die mit uns die „Hausgenossen Gottes" sind (Eph. 2, 19[1]).

Aber was wir einstweilen nur in Gedanken und der Sehnsucht nach tun können, das ist für die seligen Negermärtyrer bereits Wirklichkeit. Durch die beseligende Gottschauung (visio beatifica) haben sie den Mitbesitz, die Teilnahme an den übernatürlichen Gesellschaftsgütern des Himmels angetreten. Das verkündet triumphierend das Breve vom 6. Juni 1920 „In Africam" mit dem Worten:

Castissimos fortissimosque heroes ignis unus omnes simul consumpsit, una patria simul omnes caelestibus sedibus excepit. „Es wurden die Tugend- und Glaubenshelden alle mitsammen von einem Feuer verzehrt und alle mitsammen von einem Vaterlande in die himmlischen Wohnungen aufgenommen."

Von dieser himmlischen Heimstätte, nach deren Vorbilde und um deretwillen jeder einzelne Gesellschaftsverband unter Menschen hienieden ins Dasein treten sollte, entwirft der hl. Thomas ein entzückendes Bild. „Es sei der Zusammenschluß der triumphierenden Kirche, die von der Schrift Stadt Gottes genannt werde, ein Vielverband, in dem die denkbar beste und entsprechendste Regierung herrsche" — Multitudo, quae convenientissimo modo gubernatur, est collegium Ecclesiae triumphantis, quae civitas

[1] Scheeben, Herrlichkeiten der göttlichen Gnade[10], 269, 407.

Dei vocatur in Scripturis (De Verit., q. 7 a. 1). „Der Mensch ist", so führt der hl. Thomas des weiteren aus; „nicht nur Bürger eines irdischen Staates, sondern hat auch teil am Bürgertum des himmlischen Jerusalem, dessen Lenker der Herr ist und dessen Bürger die Engel und alle Heiligen sind, ob sie nun schon in der Glorie herrschen und sich der Zielruhe im Vaterland erfreuen, oder ob sie noch in der Pilgerschaft hienieden auf Erden begriffen sind[1]." Das Wort des hl. Paulus behält nämlich seine Geltung: Nostra autem conversatio — *πολίτευμα* — in coelis est (Phil. 3, 20) „Unser Bürgertum ist im Himmel, ihr (Christen) seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes (Eph. 2, 1 q.).

Das „quiescere in patria" und „perigrinari in terris" sind demnach nur als zwei verschiedene Zustände der wesentlich einen Gottesfamilie anzusprechen. Hier wie dort ist es dasselbe Gesellschaftsgut, das den Bürgern geboten wird, nur die jeweilige Art und Weise, wie es geboten und wie es entgegen- und in Besitz genommen wird, ist verschieden. Diese Erwägung lenkt unsere Aufmerksamkeit zunächst auf:

2. Das übernatürliche Gesellschaftsgut auf Erden

hin. Mit Anlehnung an den hl. Johannes Damaszenus nennt der Aquinate dieses unser Gemeingut auf Erden „Deus humanatus[2]" Gott, der durch die Menschwerdung unwiderruflich dem Menschengeschlecht für das diesseitige Leben zu eigen gegeben ist. In dem Ausdruck: „Deus humanatus" haben wir die Gewähr, daß er die humanatio oder incarnatio vornehmlich in ihrem Ergebnis, ihrer Wirkung betrachtet und den Vorgang als solchen weniger in Erwägung zieht[3]. Folgen wir ihm hierin, um uns unseres Reichtums in etwa bewußt zu werden.

Indem der eingeborene Sohn Gottes durch die Menschwerdung sich zum Teilhaber und Mitbesitzer der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens machte, bereicherte er das ganze Menschengeschlecht mit dem Geschenke seiner

[1] De Virt. 9.
[2] Opusc. 53, c. 1.
[3] Incarnatio non solum dicit operationem, sed etiam terminum operationis (Opusc. 53, c. 1).

selbst und alles dessen, was er sein nennt. Deus (incarnatione Filii) tibi communicans et dat sua et se[1]. Christus hat sich, weil er der Deus humanatus, der menschgewordene Gott ist und bleibt, dem beglückten Menschengeschlechte zum unveräußerlichen Gemein- und Gesellschaftsgute gegeben mit all dem seinen, nämlich den Geheimnissen seines vorweltlichen Lebens im Schoße des Vaters. Unser ist er in dem unbegreiflichen Geheimnisse seiner Gottessohnschaft, deren Teilhaber und Mitbesitzer alle Menschen werden sollen. Was er durch Natur ist, nämlich Gottessohn, das sollen wir durch Gnade werden, nämlich Gotteskinder. Unser ist er in den Geheimnissen seines historischen Lebens auf Erden und denen seines verklärten Lebens im Himmel; unser ist er in den Geheimnissen der heiligen Eucharistie; unser endlich in seiner geheimnisvollen Einheit mit der heiligen Kirche und deren einzelnen Gliedern[2].

Um Eingang und Zutritt zum Gesellschaftsverband der Gottesfamilie mit solchen Gesellschaftsgütern zu finden, dazu ist der Mensch seiner Natur nach nicht imstande. Hierzu ist eine Erhebung durch die Gnade Gottes vonnöten, „denn es ist offenkundig, daß die Tugendausstattung, die dem Teilhaber und Besitzer jenes Bürgertums eigen ist, nicht durch die naturhafte Veranlagung des Menschen erlangt werden kann. Sie wird uns durch göttliches Gnadengeschenk zuteil“ (De Virt. q. 1 a. 9).

Mit dieser Erwägung lenkt der hl. Thomas unsere Aufmerksamkeit auf die Arbeitsgemeinschaft im übernatürlichen Gesellschaftsverband der Gottesfamilie.

II. Die Arbeitsgemeinschaft

„Quae a Deo sunt, ordinata sunt“, sagt der hl. Thomas mit Anlehnung an Rom. 13, 1 und belehrt uns, daß alles, was irgendwie von Gott ins Dasein gerufen ist, seiner ganzen Seins- und Tätigkeitsanlage nach auch auf Gott hingeordnet und eingestellt sei, um in ihm Ziel und Ende, Vollendung und Krönung zu finden[3]. „Der Mensch hat nun vor der vernunftlosen Kreatur den einzigartigen Vorzug, in unmittelbarer Hinordnung auf Gott zu stehen. Durch seine

[1] Opusc. 54, c. 11.
[2] Marmion, Le Christ dans ses mystères, Maredsous 1919, p. 3—24.
[3] 1. q. 22 a. 2.

geistige Erkenntnis über die Einzel- und Teilgüter emporgetragen, erhebt er sich nämlich durch eben diese Erkenntnis in unmittelbarer Hinordnung zu ihm, dem gemeinsamen Quellprinzip alles Seins" (2. 2. q. 2 a. 3). Diese objektive Hinordnung und Beziehung des Menschen zu Gott findet in der Seele des Menschen durch deren Gotterkennen und Gottersehnen im Verlangen nach Gottvereinigung ihre subjektive Auswirkung und schafft damit die Voraussetzung, die natürliche Empfänglichkeit und Unterlage im Sinne einer potentia obedientialis für die ungleich erhabenere übernatürliche Hinordnung zu Gott, die dem Menschen durch die Erlangung der heiligmachenden Gnade zuteil wird.

1. In diesem Zusammenhange dürfen wir an ein Wort des hl. Augustinus erinnern, das sich der Aquinate zu eigen macht: „Spiritus rationalis ex dono creationis habilis est ad cognoscendum verum et amandum bonum; tamen nisi radio interioris lucis perfusus et calore accensus, numquam consequetur sapentiae sive caritatis effectum[1]. Der übernatürlichen Weisheit und Liebe Ergebnis und Wirkung ist das Gesellschaftsgut des Gnadenzustandes für das diesseitige, sowie dasjenige der Seligkeit für das jenseitige Leben. Der soziale Charakter dieser Heilsgüter bringt es mit sich, daß sich Gott bei der Erteilung derselben für gewöhnlich der vermittelnden Mitarbeit der Kirche bedient. Aber wenn er das auch nicht tut, sondern unmittelbar durch den Gnadenstrahl der Verstandeserleuchtung und Willensbewegung den Gnadenzustand in die Seele einführt, so ordnet und disponiert er damit die begnadete Seele doch auf die Vereinigung mit der Kirche hin.

Höchst lehrreich ist in dieser Richtung, was die Märtyrerakten über den Vater des seligen Matthias Murumba berichten[2]. Dieser war der Sohn eines Heiden, der sich durch

[1] Opusc. 53, c. 1.

[2] Matthias Murumba wurde einer der glorreichsten Blutzeugen aus der großen Märtyrerschar, welche die junge Ugandakirche während der Verfolgung der Jahre 1885/86 zum Himmel entsandte. Die äußeren Umstände seines Märtyrertodes erinnern lebhaft an jene, unter denen der Heidendiakon Laurentius sein Leben für den Glauben dahingab. Noch überraschender wirkt es, daß das Licht und die Glut seines Glaubens ihn dem Henker gegenüber fast dieselben Worte finden ließ, mit denen der hl. Laurentius in seinen Qualen den römischen Präfekten in Erstaunen setzte (vgl.: Die Negermärtyrer von Uganda, p. 53ff, Trier).

eine seltene Rechtschaffenheit hervortat und wahrhaft christlich lebte, ohne das Christentum zu kennen. Während den 60 Jahren seines Ehestandes hatte er stets nur eine einzige Frau. Als er hochbetagt sein Ende herannahen fühlte, sprach er zu seinem Sohne: „Mein Kind, du wirst Dinge sehen, die ich nicht gesehen habe. Von weit her werden weiße Männer in unser Land kommen und eine neue Religion lehren. Wenn du sie siehst, so nimm sie gut auf bei dir und höre auf ihre Worte.“ Einige Jahre später kamen von der Küste her arabische Mohammedaner nach Uganda. Murumba hielt die Ankömmlinge für die weißen Männer, die sein Vater sterbend geschaut hatte und nahm den Islam an. Doch er fand darin keineswegs die Ruhe in Gott, nach der er so sehnsüchtig verlangte. Es kamen sodann protestantische Prediger. Er ging zu ihnen und das Evangelium gefiel ihm. Schon bereitete er sich vor, sich taufen zu lassen, da erschienen in Uganda Männer, sowohl mit weißer Gesichtsfarbe als auch mit weißem Kleide. Es waren die katholischen Missionäre, die Weißen Väter. Er eilte zu ihnen, wohnte zweimal ihrem Unterrichte bei und hatte eine Unterredung mit dem Obern, dem P. Livinhac (dem jetzigen Bischof und Generalobern der Weißen Väter). Ein großes Licht erhellte seinen Geist und ein bis dahin nie gekannter Friede durchströmte seine Seele. Das waren gewiß, daran war nicht zu zweifeln, die ganz weißen Männer, deren Ankunft sein alter Vater vorausgesagt hatte. Mit ihnen hatte er zugleich die Religion der Wahrheit gefunden. Sobald er dieselbe erkannt hatte, umfaßte er sie mit der ganzen Glut seiner Seele, wurde ihr unermüdlicher Apostel und übte sie heldenmütig bis zum Martertode (Mario Cardinali: I 22 Beati Martini dell'Uganda, Roma, 1920, p. 58).

Hier haben wir die Wirkung jenes sensus spiritualis, die Wirkung jenes übernatürlichen Gnadeneinflusses, von dem der hl. Thomas (in 3, q. 8 a. 2) sagt, daß er die Seelen berühre; eine Bestätigung seiner Auffassung über die Heilswirkung der Heiden: „Es ist der göttlichen Vorsehung eigen, jeden Menschen, der guten Willens ist, mit den nötigen Heilsmitteln auszustatten. So würde Gott beispielsweise einen Menschen, der in der Wildnis aufwüchse, aber dem Leitstern der natürlichen Erkenntnis zur Vollbringung des Guten und Meidung des Bösen folgte, ohne jeden Zweifel entweder durch unmittelbare Erleuch-

tung selber über das zum Glauben Notwendige belehren oder durch einen eigens entsandten Glaubensboten unterrichten lassen, wie er den Hauptmann Kornelius durch den hl. Petrus besuchen und belehren ließ. (De Verit., q. 14 a. 11 ad 1).

2. Mit der Entsendung eines Glaubensboten aber nimmt Gott — und es ist der gewöhnliche und ordentliche Weg, den er bei der Heilswirkung des Menschen geht — die werkzeugliche Hilfsarbeit der Kirche in seinen Dienst. Diese aber ist bereits in ihren Trägern wesentlich Gemeinschafts- oder Gesellschaftsarbeit. Denn der Glaubensbote zieht nicht als Privatperson, die mit Privatmitteln Privat- oder Sonderziele verfolgte, zu den Heiden hinaus, er geht vielmehr hinaus im Auftrage des Apostolischen Stuhles[1]. Im Namen der Gesamtkirche bringt er der Heidenwelt im Glauben und in der Liebe das hehre Gesellschaftsgut, Christum. Die päpstlichen Erlässe über die Seligsprechung der Negermärtyrer heben diesen Charakter der Missionäre immer wieder hervor. „Es fanden sich Missionäre", so heißt es beispielsweise in dem Breve Benedikts ‚In Africam' vom 6. Juni 1920, „die hoch- und edelgemuten Sinnes, im Geiste der Apostel, in jene entlegenen Länderstreifen Afrikas zogen. Ihre Waffe war einzig das Kreuz, ihre Stärke einzig das unbesiegliche Vertrauen auf Gott. Unter diesen Glaubenskündern nehmen einen sehr hervorragenden Platz die ‚Missionäre von Afrika', gewöhnlich Weiße Väter geheißen, ein. Ihnen wurde gleich im Anfang ihrer Gründung vom Apostolischen Stuhle das Gebiet an den Quellen des Nil zur Missionierung übertragen." Anders empfängt der Engel die übernatürlichen Heilsgüter und anders der Mensch. Weil Artindividuum und kein gesellschaftliches Wesen empfängt sie der Engel persönlich und direkt von Gott; der Mensch dagegen als soziales Wesen durch die übernatürliche Gesellschaft der Kirche[2].

Da dürfen wir erwarten, daß der Gemeinschaftsgedanke auch dem diesseitigen Arbeitsziel der Kirche sein Gepräge

[1] Vgl. den herrlichen Aufsatz im Divus Thomas II (1915) „Der Apostolische Stuhl", von Dr. E. Commer, p. 399—476.

[2] Dr. Baldegger in seiner beachtenswerten Studie „Kirchliche Autorität und persönliche Freiheit im übernatürlichen Leben", Olten (Schweiz), p. 80.

aufdrückt. Das diesseitige, alles beherrschende Arbeitsziel aber ist die Grundlegung des ewigen Lebens in den Seelen der Menschen durch die heiligmachende Gnade. Dieser aber ist eine soziale Tendenz, ein gewisser Zug der Gemeinschaftlichkeit und Mitteilsamkeit innerlichst eigen. Denn gratia divina est influentia divinae bonitatis in animam, per quam assimilata Deo, fit ei grata et vitae aeternae digna (Opusc. 51, c. 5). Weil nun die göttliche Güte wesentlich communicativa, diffusiva sui ist, so muß auch ihrer Einflößung, ihrer Ein- und Weiterführung, ihrer Teilnahme in der menschlichen Seele, der Gnade nämlich, der soziale Zug und Charakter anhaften. Darum gibt ihr der hl. Thomas die lieblichen Attribute gratia fraterna, gratia crescens in mundo (2. 2. q. 14 a. 2); gratia tendens in alios (1. Sent. d. 16 q. 1 a. 2 ad 1)[1]. Infolgedessen trägt die Gnade als Prinzip „eines geistigen und göttlichen Seins und Wurzel der eingegossenen Tugenden" (De virt. q. 1 a. 2 ad 21) in das gesamte übernatürliche Leben des Christen ein soziales Grundelement hinein. Wir brauchen nur die Betätigung des christlichen Lebens in Augenschein zu nehmen und wir werden uns davon überzeugen.

a) Justus autem ex fide vivit (Rom. 1, 17). — „Der Gerechte aber lebt aus dem Glauben." Es ist nun gerade der Glaube, der eine starke sozial einigende Kraft dem christlichen Leben zuteil werden läßt. „Der Glaube hat nämlich, wie jede andere Erkenntnis, eine doppelte Materie: eine Materie in qua, in der er lebt und wirkt, die Gläubigen selbst und ferner eine Materie de qua, worüber er sich erstreckt und die er umfaßt, die Glaubensgegenstände nämlich" (In lib. Boetii de Trin. a. 3)[2]. Sowohl in der einen, wie in der anderen Richtung kommt der Einheits- und Gemeinschaftsgedanke machtvoll zur Geltung. Die Materie „de qua est fides" eint und verbindet der übernatürliche Glaube in und durch die veritas prima, die Gott selbst ist. Denn das ist das Wundersame am christlichen Glauben, „daß er den Menschen der göttlichen Erkenntnis bei- und zugesellt, ihm Anteil und Mitbesitz an derselben gibt. Mit der der göttlichen Erkenntnis eigenen Wahrheit aber hat es folgende Bewandtnis: Dem Vorrang nach erster

[1] Grabmann, Die Lehre des hl. Thomas von Aquin von der Kirche, Regensburg 1903, p. 79.
[2] 2. 2. q. 1 a. 7 ad 3.

Wahrheitsgegenstand ist der unerschaffene Gott. Gewissermaßen anschlußweise ist auch die Kreatur Wahrheitsgegenstand der göttlichen Erkenntnis. In der Erkenntnis seiner selbst erkennt Gott nämlich alles andere. Und so gibt der Glaube der menschlichen Erkenntnis Gott zum Hauptobjekt, alles andere aber gleichsam zum nachfolgenden Beiobjekt" (De Verit., q. 14 a. 8)[1]. So fügen sich im und durch den Glauben die vielen und verschiedengearteten Weltdinge natürlicher und übernatürlicher Ordnung zu einem harmonischen Weltbilde zusammen, von dem beispielsweise P. Wasmann in seinem „Christlichen Monismus", Herder, Freiburg, S. 29—33, eine herrliche Schilderung entwirft.

In dem Glauben besitzt der Christ das Prinzip zu einem untrüglichen Werturteil über alles Weltgeschehen[2]. Es ordnet alles Weltgeschehen in die unendlich weise und gütige Vorsehung Gottes ein, die wegen ihrer Universalität nicht um jeden Preis das Böse verhindert, aber das einmal zugelassene Böse zum Guten und Besten wendet. Ohne die Bosheit der Verfolger wäre ein Martyrium nicht möglich[3]. Aber wenn Gott ein Martyrium zuläßt, so gibt er damit der Welt ein Werturteil der Tat, das der Heilige Vater mit dem hl. Hieronymus als einen unwiderstehlichen Beweis für die Wahrheit unserer Religion anspricht: „Wer Zeuge gewesen ist, daß die Märtyrer ungebeugten Sinnes in den Martern standhaft blieben und in den Qualen eine Ehrung erblickten, der wird der stillen Erwägung Raum geben, daß niemand mit seinem Blut und Leben für das Evangelium einträte, wenn es nicht lautere Wahrheit wäre[4]. Ein solches Werturteil der Tat wird noch eindrucksvoller, wenn die Märtyrer ihren Verfolgern Rede und Antwort stehen müssen, und nun in der Kraft und Weisheit eines hl. Stephanus reden, wie es die Negermärtyrer tatsächlich getan haben. „Bei der Lesung der Märtyrerakten dieser Blutzeugen ist man von Bewunderung ergriffen. Mit solcher Weisheit, mit solcher Seelenruhe, mit solchem Glaubensgeiste stehen sie dem

[1] Lib. Boetii de Trin. a. 2.
[2] S. Thomas in Hebr. 5, 14.
[3] 1. q. 22 a. 2 ad 2; Opusc. 56, c. 1.
[4] Ep. 120 ad Hedibiam, c. 10, angeführt im Dekret Sancta Mater Ecclesia über die Negermärtyrer vom 11. April 1920.

Könige, dem ersten Minister und den Henkern Rede und Antwort, daß sich an ihnen die Verheißung Christi buchstäblich erfüllt hat: „Es wird euch eingegeben werden in jener Stunde, was ihr sagen sollet“ (Breve: „In Africam“ vom 6. Juni 1920).

Wir dürfen erwarten, daß der im Glauben wirksame Einheits- und Gemeinschaftsgedanke auch die Materie „in qua est fides“ erfaßt und die Gläubigen zu einer Seins- und Arbeitsgemeinschaft zusammenführt, die in derjenigen des himmlischen Vaterlandes ihr Urbild und Ziel hat. Und wir werden in unserer Erwartung nicht getäuscht. Denn der Glaube trägt den menschlichen Geist über die eigene Erkenntnissphäre und Erkenntnissicherheit hinaus, um ihn an den Geist Gottes anzulehnen und ihm damit eine unabänderliche und untrügliche Norm zu geben. Es ist ja suum (scl. Dei) intelligere mensura omnis alterius intellectus (1. q. 16 a. 5). Mit der Anlehnung an diese Norm gibt der Glaube dem Menschen eine durchaus theozentrische Orientierung, in die er das gesamte Denken und Wollen, Tun und Lassen des Menschen einbezieht. Ipsa (fides) enim docet Deum esse colendum non solum propter aeterna, sed etiam propter temporalia beneficia; nec solum in spiritualibus, sed etiam in usu corporalium hominem dirigit et beatitudinem animae et corporis repromittit. Et ideo regulae eius universales dicuntur, utpote, totam vitam hominis et omne quod ad ipsam quolibet modo pertinet, continentes et ordinantes (In lib. Boetii de Trin. c. 3). Dieser theozentrischen Orientierung „darf sich der Mensch weder in seinem durch die Anordnung der Eigenvernunft geleiteten Privatleben entziehen, noch in seinem gesellschaftlichen Leben entschlagen, das für die geistigen, zeitlichen, politischen, wirtschaftlichen Angelegenheiten der Leitung einer Fremdvernunft unterstellt ist“ (1. 2. q. 87 a. 1).

Durch diese entschiedene allseitige Hinordnung des Menschen auf Gott bewahrt der Glaube vor den unheilvollen Verirrungen der anthropozentrischen Orientierung, auf die man das Wort des hl. Thomas anwenden muß: non eligit ea, quae sunt vere a Christo tradita, sed ea, quae sibi propria mens suggerit (2. 2. q. 11 a. 1), behütet den Menschen vor dem Unglücke sich selbst zum Maß und Ziel aller Dinge zu machen und beseitigt die Gefahren des alles zerrüttenden Individualismus. Im

Martyrium vollends feiert er den entscheidensten Sieg über diesen größten Feind Gottes und des Menschen, einen Triumph, der um so ehrenvoller ist, je leichter es dem Märtyrer gemacht wurde, sich dem Tode zu entziehen. „Mbaga Tuzinde", so feiert das bereits öfters erwähnte Breve „In Africam" einen aus der Heldenschar der Negermärtyrer, „war königlicher Page und Sohn des grausamen Oberscharfrichters Mkadjanga. Der Vater wollte ihn um jeden Preis vor dem Tode bewahren, und darum bat und beschwor er ihn immer wieder, daß er der katholischen Religion abschwöre oder doch wenigstens einwillige, sich verbergen zu lassen und verspreche, nicht mehr beten zu wollen. Sage, daß du nicht mehr beten willst und du bist gerettet. — Nein, Vater, ich kann das nicht sagen; denn ich bete und werde immer beten. — So mache dich auf die Seite und verstecke dich daheim in unserem Hause. — Nein, nein, ich mag nicht fliehen, ich will mit meinen Freunden sterben! — So trat Mbaga mit seinen Gefährten den Todesgang an. Auf dem Richtplatze selbst machte der Vater einen letzten Versuch. Mbaga war wie die anderen in eine Schilfgarbe eingebunden worden, um auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Mkadjanga befahl, ihn herauszunehmen und ihm die Füße loszubinden und ließ ihn dann zu sich kommen. Mbaga kam mit gebundenen Händen heran und kniete vor seinem Vater nieder. Dieser redete ihm leise zu, so daß ihn keiner der Umstehenden verstehen konnte. Aber was alle Augenzeugen hörten und was sie nie vergessen werden, war die Antwort des Sohnes: „Der König hat dir befohlen, mich zu töten, so töte mich denn. Ich will sterben für Jesus Christus!" Da machte der unglückliche Vater eine Gebärde der Verzweiflung. Um seinem Sohne, der kaum 16 Jahre zählte, die Feuerqualen zu ersparen, gab er einem der Henker den Befehl, Mbaga mit einem Keulenschlag auf den Kopf zu töten und den entseelten Körper zum Verbrennen zu den anderen ins Feuer zu legen".

Durch die entschiedene und ausschließlich theozentrische Orientierung vereinigt der Glaube die Menschen in der unitas ordinis. Manifestum est, quod quaecumque continentur sub aliquo ordine, sunt quodammodo unum in ordine ad principium ordinis (1. 2. q. 87 a. 1). Das ruhige Beharren in der rechten Ordnung aber zeitigt die

Edelfrucht des Friedens. Denn nach Vorgang des hl. Augustinus beschreibt der hl. Thomas das hohe Gut des Friedens als die Tranquillitas ordinis[1]. Mag diese tranquillitas ordinis auch in Anbetracht der menschlichen Unzulänglichkeit und Gebrechlichkeit hienieden während der irdischen Pilgerschaft manchen Störungen und Erschütterungen unterworfen sein, so besitzen wir doch in ihr das Unterpfand und die Gewähr für den vollkommenen Dauerfrieden, der im Jenseits in der beseligenden Gottschauung die vollkommenste Einheit und Ordnung aller Begehrungsvermögen, aller Begehrungsobjekte und Begehrungssubjekte untereinander verwirklichen wird (Comp. theol. c. 10).

b) Der Gemeinschaftsgedanke muß sich im christlichen Leben vor allem durch die Übung der Liebe wirksam erweisen. Denn das verlangt das Objekt der christlichen Liebe. Mit außerordentlichen Nachdrucke betont der hl. Thomas, daß das Objekt der christlichen Liebe auf Erden Gott als Allgemein- und Gesellschaftsgut aller Menschen sei. Seine eigenen Worte werden uns davon überzeugen: „Es erlangt der Mensch durch die göttliche Gnade Zutritt zum Mitbesitz der himmlischen Seligkeit, die in der Gottschauung und dem Gottgenuß besteht und wird in etwa bereits jener glückseligen Gemeinschaft eingebürgert und zugesellt, die das himmlische Jerusalem heißt, gemäß der Schriftworte: Ihr seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes (Eph. 2, 19). Weil dem so ist, besitzt der also einer himmlischen Bestimmung verschriebene Mensch die Ausstattung gewisser Gnadenkräfte, die eingegossenen Tugenden. Sollen diese aber nach Gebühr arbeiten, so muß vorerst die Liebe zum allgemeinen Gesellschaftswohle und -gute vorhanden sein, dem göttlichen Wohl und Gute nämlich, das ja das Objekt der Beseligung ist. Man kann nun das Wohl und Gut einer bürgerlichen Gemeinde (alicuius civitatis) auf zweifache Weise lieben: einmal, daß man es selber gern habe und dann, daß es (der Bürgerschaft) erhalten bleibe. Das Gesellschaftswohl und -gut nur deshalb lieben, um es selber zu haben und zu besitzen, macht nicht den guten Bürger aus. Denn so handelt ja auch der Tyrann, der das Allgemeinwohl und -gut nur deshalb liebt, um es in seiner

[1] 2. 2. q. 2 a. 2.

Gewalt zu haben. Aber das heißt, sich selber mehr lieben, als den Gesellschaftsverband; denn sein Eigenwohl ist es, das er ersehnt, nicht das der Gemeinschaft. Das Gesellschaftswohl und -gut aber deshalb lieben, damit es für alle erhalten bleibe und in Schutz genommen werde, das heißt den bürgerlichen Gesellschaftsverband wahrhaft lieben. Der Erhaltung und Mehrung des Gesellschaftswohles und -gutes zuliebe das Privatwohl zurückstellen und sich Todesgefahr aussetzen, das macht den guten Bürger aus.

Daß nun jemand das Wohl und Glück der Seligen liebt und gern hat, um es selber auch zu besitzen, das gibt ihm noch keineswegs die richtige Hinordnung auf die Seligkeit. Es wünschen sich das ja auch die Bösen. Jenes Wohl und Gut aber seiner selbst willen lieben, auf daß es dauernden Bestand habe und sich ausbreite und nichts dagegen geschehe, das bringt den Menschen in die richtige Stellung und Hinordnung zu der Gemeinschaft der Seligen. Das ist die Liebe der Caritas. Sie liebt Gott seiner selbst willen und die Nächsten, die der Beseligung fähig sind, wie sich selbst. Gegen alles, was der Seligkeit in sich selber und in anderen widerstreitet, kämpft sie an. Darum kann sie nie mit der Todsünde, der Behinderung der Seligkeit, zusammen bestehen" (De Carit. a. 2).

Mit dieser Erwägung hat uns der hl. Thomas zu einem Stand- und Gesichtspunkte geführt, von dem aus wir den in der Liebe tätigen Gemeinschaftsgedanken weiter verfolgen können. Er erfaßt in einander- und zusammenführender Wirkung alle, die bereits im beseligenden Besitze und Genusse des einen Gemeinschaftswohles und -gutes des ewigen Lebens sind oder doch wenigstens noch die Besitz- und Genußfähigkeit für dasselbe haben. Und da es im Besitze und Genusse desselben eine vierfache Abstufung gibt, so folgt die Liebe dieser vierfachen Abstufung. „Ein Wesen ist nämlich", sagt der hl. Thomas, „im Besitze der ewigen Seligkeit durch die eigene Wesenheit, Gott; ein anderes durch Anteilnahme, die vernunftbegabte Kreatur. Die vernunftbegabten Geschöpfe sind nun als Einzelwesen jeweils sich selbst, aber auch ihren Mitgeschöpfen, die ihnen im Besitze der Seligkeit beigesellt werden können, in Liebe zugetan. Endlich gibt es ein Wesen, dem der Mitbesitz der ewigen Seligkeit nur nach Art eines Überströmens (per solam redundantiam quandam) zukommt. Es ist unser Leib.

Er wird durch die von der Seele in ihn ein- und überströmende Glorie mitverherrlicht. Somit muß der Mensch Gott in Liebe zugetan sein, weil er Ursprung und Quelle der gemeinsamen Seligkeit ist; sich selbst aber muß er lieben, auf daß er selber Anteil an der Seligkeit erhalte; den Nächsten aber als Gefährten und Genossen im Mitbesitze der Seligkeit; den eigenen Leib endlich, weil die Seligkeit auf ihn überströmt" (De Caritate, 9, 7[1]).

Über die in der Liebe geeinten Personen hinweggreifend, erfaßt sodann der Gemeinschaftsgedanke der Caritas alle Güter, Gegenstände und Sachen, Einrichtungen und Beziehungen, die irgendwie dem Menschen wahrhaft gut, d. h. zur Erlangung des endgültigen Gemein- und Gesellschaftsgutes der ewigen Seligkeit förderlich sein können. Nur eines ist mit ihr unvereinbar: Die Sünde und alles, was in ihr Ursprung oder Ziel hat. Und warum? — Non est ordinabile in beatitudinem — weil sie in ihrem Wesen Abkehr von Gott ist, ist sie unselig und kann nur Unseligkeit wirken[2].

Die Mitteilungen aus dem Leben der Blutzeugen von Uganda klingen zu einem einzigen Hochgesange auf die einende Kraft der Liebe zusammen. Einmal durch die Wasser- oder Begierdetaufe in den übernatürlichen Haushalt und die übernatürliche Lebensgemeinschaft mit Gott eingeführt, tun sie alles, um sich immer inniger mit Gott zu verbinden. Von Pontianus Ngondwe sagt das Dekret: „Noch als Katechumene ließ er sich so vom christlichen Geiste durchdringen, daß er seine rauhe und bittere Gemütsart in hochherziger Selbstbezwingung ablegte." Vom seligen Matthias Murumba bezeugen die Märtyrerakten: „Selten sah man eine so durchgreifende Veränderung wie die, die sich in Matthias nach seiner Taufe vollzog. Von Natur aus hochfahrend und heftig, ging er entschlossen bei dem in die Schule, der gesagt hat: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen. Und in dieser Schule machte er in kurzer Zeit wunderbare Fortschritte. Bald drang die Übung der Demut in die kleinsten Einzelheiten seines täglichen Lebens hinein. In Uganda war die Feldarbeit die ausschließliche Beschäftigung der Frauen.

[1] S. c. G. III, 117.
[2] De Car. 9, 7.

Ein freier Mann hielt es für eine Schande, die Hacke zu schwingen. Matthias aber wollte den arbeitenden Jesus nachahmen und bearbeitete eigenhändig seinen Bananenhain und seine Süßkartoffelfelder. Anstatt auf seinen Reisen sein Gepäck von den Dienern allein tragen zu lassen, half er selber mit. Denen, die darüber spotteten oder ihm vorwarfen, daß er nicht genug auf seine Würde halte, antwortete er: Bin ich nicht ein Sklave, ein Sklave Jesu Christi?"

Im Hinblick auf jene Lebensgemeinschaft mit Gott vermeiden sie alles, was mit ihr unvereinbar ist oder sie beeinträchtigen könnte. Im 1. Teile des Dekretes („In Africam") begegnen wir öfters Stellen, wie diesen: „Mgagga, königlicher Page und noch Katechumene, widerstand mit Entschiedenheit den Verführungsversuchen des Königs." „Gyavira hatte ein gewinnendes und einnehmendes Äußere und war darum der besondere Liebling des Königs, aber ganz und gar nicht zu bewegen, auf dessen schamlose Absichten einzugehen." „Kizito, eine schöne Seele, war der Jüngste von allen. Zählte er doch erst 13 Jahre, als er des Martertodes starb. Dem reinen und glaubensstarken Knaben waren mehr noch als allen anderen vom wollüstigen Könige Nachstellungen bereitet worden. Doch vergebens." Ja selbst das, was der Vereinigung und Gemeinschaft mit Gott weniger förderlich war oder hätte werden können, lehnen sie in der Kraft ihrer Gottesliebe ab: „Matthias Murumba bekleidete ein Richteramt. Besorgend, daß er als Richter jemand unrecht tun könnte, legte er sein Richteramt nieder." „Anatolius Kiriggwajjo war von den Grundsätzen des christlichen Lebens so durchdrungen, daß er eine ihm vom Könige angetragene Würde ohne Zaudern ablehnte, weil sie ihm zur Erreichung des ewigen Heiles nachteilig zu sein schien."

In und mit dieser machtvoll wirkenden Gottesliebe umfaßten sie auch ihre Mitmenschen, um ihnen wahrhaft gut zu sein, d. h. um ihnen die unvergänglichen Güter des göttlichen Lebens zuzuwenden oder zu erhalten und zu vermehren. Mit beredten Worten schildert das öfters erwähnte Dekret „In Africam" den sorgenden Eifer, mit dem sich Matthias Murumba mühte, das eigene Glaubensgut auch anderen mitzuteilen. Seine Häuptlingschaft Kirumba, von der er den Beinamen „Murumba" führte, war gegen 80 km von Rubaga, der Residenz der Missionäre

entfernt. Er hatte eine Katechumenengruppe von mehr als 200 Mitgliedern, deren Lehrer und väterlicher Berater er war, um sich geschart. Zweimal im Monat entsandte er einen der begabtesten Christen oder Katechumenen zu den Missionären nach Rubaga. Der Bote mußte sich genau ins Gedächtnis einprägen, was der Missionär am Sonntag bei der Predigt und dem Unterricht gelehrt hatte. Dann kam er in Eilmärschen nach Kirumba zurück, um über alles zu berichten. Die religiösen Unterweisungen und Neuigkeiten, von denen Murumba auf diese Weise Kunde erhielt, bildeten die Grundlage für den eigenen katechetischen Unterricht für die folgenden 14 Tage. Züge dieser Art führt das Dekret eine Reihe auf, denen wir im einzelnen nicht nachgehen können. Nur das sei noch zum Lobe der nie versagenden Liebe beigefügt, daß sie mit hilfsbereiter Hand auch die leibliche Not des Nebenmenschen zu beheben suchte. Das besagte Dekret rühmt beispielsweise dem Blutzeugen Johannes Maria Muzei nach: „Verständig, sanft und liebevoll, mildtätig gegen Arme und Kranke, sparte er weder Geld noch Mühe, Sklaven loszukaufen und in der christlichen Religion zu unterrichten.“ Andreas Kagwa war von allen, die ihn kannten, geliebt und geehrt. Bei der Pest, die seinerzeit die Gegend verheerte, wurde er allen alles, nahm sich mit außergewöhnlicher Liebe der Kranken an, gewann eine große Anzahl durch Spendung der heiligen Taufe für Christus und bestattete viele Tote.“

Das ist die Liebe der Negermärtyrer. Alles, was dem Nebenmenschen wahrhaft frommt, will und tut sie ihm, um ihn dauernd in und mit Gott glücklich zu machen. Niemanden nimmt sie aus, selbst den ärgsten Feind, den Wüterich Muanga, nicht. „Auf dem Richtplatze angekommen, ließ Josef Mkaja dem König melden, daß er für ihn bete, ihm verzeihe und ihm rate, sich zu bekehren und Buße zu tun.“

Voll heiliger Ergriffenheit folgen wir der Liebe zu ihrer Großtat, der Hingabe des eigenen Lebens im Martyrium. In ihm gelangt der Einheits- und Gemeinschaftsgedanke zu seiner Vollendung und Krönung. Abgesehen davon, daß die Liebe in und durch das Martyrium alle Tugenden zur gemeinsamen Höchstentfaltung und zum gemeinsamen Triumphe führt[1], ist ihr im Martyrium eine

[1] 2. 2. q. 124 a. 2, 3, 5.

einigende und zusammenführende Wirkung besonderer Art beschieden. Die Kraft dazu fließt ihr aus der geheimnisvollen Einheit und Solidarität, in welche das Leiden und Sterben der Märtyrer, mit dem Leiden und Sterben Christi, dem König der Märtyrer aufgenommen ist. Der hl. Thomas verweilt mit Vorliebe bei diesem Gemeinschaftsgedanken, der das Martyrium der Christen mit dem Christi verbindet. Bei der Erklärung des paulinischen Ausspruches: Adimpleo ea, quae desunt passionum Christi in carne mea — Ich ergänze das an meinem Fleische, was an den Leiden Christi noch mangelt (Col. 1, 24), führt er aus: „Christus und die Kirche sind eine mystische Person, deren Haupt Christus, deren Leib aber die Gesamtheit der Gerechten ist. In seiner Vorherbestimmung traf Gott die Wahl und bestimmte das Maß der Verdienste für die Gesamtkirche in Haupt und Gliedern, wie er auch die Zahl der Auserwählten in seiner Vorherbestimmung bemessen hat[1]. Unter diesen Verdiensten haben eine überragende Bedeutung die Leiden der heiligen Märtyrer. Christi, des Hauptes Verdienste sind unbegrenzt und ungemessen, wohingegen jeder Heilige etwelche Verdienste, dem ihm gewordenen Maße entsprechend, aufweist. Daher sagt der Apostel: „Ich ergänze, was noch mangelt an den Leiden Christi", d. h. des mystischen Christus, der Kirche, deren Haupt Christus ist. „Adimpleo" ich fülle auf, d. h. ich trage und bringe das mir gewordene Maß hinzu. Und zwar tue ich das in meinem Fleische — in carne mea — das da Leiden und Schmerzen unterworfen ist. Denn das ermangelte nach Christo, daß er so in Paulus, seinem Gliede und in gleicher Weise in allen anderen, litt, wie er in seinem eigenen Leibe gelitten hatte (hoc enim deerat, quod sicut Christus passus erat in corpore suo, ita pateretur in Paulo membro suo, et similiter in aliis).

Christus Jesus erhebt nun gerade sein Leiden und Sterben zum Einigungs- und Verbindungsprinzip, um die Menschen mit sich und Gott zu verbinden. Et ego, si exaltatus fuero a terra, omnia traham ad meipsum (Joa. 12, 32). Denn durch sein Leiden und Sterben gliederte er sich seinen geheimnisvollen Leib, die Kirche, an, um die also mit sich vereinigte Menschheit zu

[1] Vgl. Fr. W. Faber, Bethlehem, Regensburg, 2. Aufl., 43.

Gott zurückzuführen. „Christus hat sich die Kirche erworben durch sein Blut“ (act. Ap. 20, 25). „Das Sterben des physischen Leibes Christi ist der Lebensbeginn seines mystischen Leibes[1].“ Dieser ergreifende Gedanke befruchtet die ganze Sakramenten- und Kirchenlehre des hl. Thomas[2].

Christus hat nun bei der Vereinigung und Verbindung der Menschen zu seinem mystischen Leibe, der Kirche, die Leiden seiner Glieder, insonderheit die Leiden der Märtyrer als sekundäre, werkzeugliche Wirkursache mit aufgenommen. „Wie Christus (in seinem Leiden und Sterben) sich selbst für die Kirche dahingegeben hat“ (Eph. 5, 25), so freut sich der hl. Paulus in seinen Leiden, weil sie eine Ergänzung der Leiden Christi sind, pro corpore eius, quod est Ecclesia (Col. 1, 24) für dessen Leib die Kirche. „In gleicher Weise“, so bemerkt der hl. Thomas zu der Stelle, „leiden alle Heiligen zu Nutz und Frommen der Kirche, die an ihrem Beispiele erstarkt.“ Diese Erstarkung (roboratio) aber ist eine zweifache: eine extensiv-quantitative und eine intensiv-qualitative.

Die extensiv-quantitative Erstarkung, welche die Kirche durch das Leiden und Sterben der seligen Negermärtyrer erfuhr, wird mehrfach ausdrücklich hervorgehoben: „Unsere heilige Mutter, die Kirche“, sagt das Dekret vom 11. April 1920, „nahm damals ihren glückbringenden Anfang, als ihr göttlicher Stifter am Kreuze starb und sein unendlich kostbares Blut zur Erlösung der Welt vergoß. Da darf sie billigerweise auch nur inmitten von Verfolgungen und Widerwärtigkeiten so ihren Fortgang nehmen, von Tag zu Tag immer mehr „den Raum ihres Gezeltes erweitern und die Decken ihrer Gezelte ausbreiten“ (Is. 54, 2), daß die Feindseligkeiten, Kämpfe, Widersprüche und Bedrückungen, die sie gleich vom Anfang an zu erdulden hatte und fortgesetzt zu erdulden haben wird, gerade dazu dienen, ihr Wachstum zu fördern, sieghafte Erfolge zu erringen und immer neue Triumphe zu feiern. Das findet sich in den verschiedenen Jahrhunderten wundersam durch die Geschichte bestätigt, deren Zeugnis der hl. Hilarius ebenso wahr, wie schön beschreibt, wenn er sagt: „Das ist

[1] M. Grabmann, Die Lehre des hl. Thomas von der Kirche, Regensburg 1903, 229.

[2] C. G. IV, 55; de verit. 29 a. 7 ad 8; in Joan. 19, lect. 5; 3. q. 64 a. 2 ad 3.

eigenartig an der Kirche, daß sie zu Siegen schreitet, wenn sie im Kampfe verwundet wird; daß sie die Wahrheit enthüllt, wenn ihr widersprochen wird; daß sie ihren Besitzstand mehrt, wenn man von ihr abfällt; in der Verfolgung gedeiht sie, in der Bedrückung wächst sie, in der Verachtung gewinnt sie an Kraft, sie steht aufrecht da, wenn sie zu unterliegen scheint" (De Trinit. lib. IV). Diese Erwägung der Ritenkongregation bewegt sich ganz in dem Gedanken des hl. Thomas: Omnis res per quascumque et ex quibuscumque causis generatur, ex iisdem si est nutribilis nutritur, si augmentabilis augetur[1]. Bei der Wirksamkeit dieses Prinzips „mußte man", so fährt das Dekret fort, „auf ein ähnliches Los auch in Uganda gefaßt sein". Und wirklich, wenn wir die Missionsgeschichte Ugandas befragen, so gibt sie uns recht. „Gleich nach dem Martertode eben dieser 22 Neger erfuhr der Bekehrungseifer eine solche Steigerung, daß er dem vergossenen Märtyrerblute zuzuschreiben ist. Die Eingeborenen selber bezeugen es, daß es ihm zu danken sei, daß ein Umschwung der öffentlichen Meinung eintrat, daß sich die Religion von Tag zu Tag weiter ausbreitete und zur Stunde noch weiter ausbreitet. In der Tat: 34 Jahre liegen hinter jenen Ereignissen und die Getauften und Taufbewerber zählen in jener Gegend nach mehreren Hunderttausend" (Dekret: „In Africam" 6. Juni 1920).

Die intensiv-qualitative Erstarkung der Kirche durch den Martertod der Heldenschar von Uganda macht sich nicht weniger bemerkbar. Für die engere Heimatkirche der Blutzeugen wird dieselbe ausdrücklich bezeugt: Als erstes Opfer der Verfolgung wurde Joseph Mkasa vom Henker enthauptet und dann ins Feuer geworfen am 15. November 1885. Die Wirkung auf die Christengemeinde war eine ganz andere, als es sich der Blutherrscher gedacht hatte. Keiner der Christen oder Katechumenen wurde entmutigt oder auch nur eingeschüchtert. Zwar vermieden sie es auf Anraten der Missionäre, vorab offen am hellen Tage zum Unterricht zu gehen. Aber am Abend wanderten unter dem Schutze der Finsternis Neugetaufte oder Taufbewerber einzeln und in Gruppen hinaus zur Hütte der Missionäre. Alle paar Minuten hörten diese im Innern einen leisen Schlag an der Schilfwand und dann eine Stimme flüstern: „Pater, ich bin's",

[1] Opusc. 54, c. 17.

und die Türe tat sich auf. Was ging aber in diesen nächtlichen Zusammenkünften vor sich? Die Missionäre ließen sich die Tagesereignisse mitteilen. Dann hielten sie Unterricht und bereiteten sich und die Anwesenden auf das heilige Meßopfer vor, das nach Mitternacht gefeiert wurde, wobei die Christen kommunizierten. Lieblingsgegenstand für die Unterweisungen und Unterhaltungen waren die Leiden Jesu, seiner gebenedeiten Mutter und der Märtyrer, die Eitelkeit der Welt und das Glück des Himmels. Die Geister wurden erleuchtet, die Herzen erwärmt, und über die Lippen kamen von selbst Gebete und Anmutungen, wie folgende, die man oft hörte: „O, wenn Jesus Christus mich doch wollte! Wie glücklich wäre ich, für ihn zu sterben![1]"

Um das opferfreudige Glaubens- und Tugendleben der Ugandamärtyrer zum Gemeingut der Gesamtkirche zu machen, hielt der Papst am 29. Februar 1920 seine herrliche Ansprache über die Negermärtyrer[2]. Mit Anlehnung an den hl. Thomas: „Wenn die Not drängt und der Glaube gefährdet ist, soll jeder Christ für seinen Glauben offen vor anderen einstehen, einesteils um andere Gläubige zu unterweisen und zu bestärken, anderenteils um den Übermut der Ungläubigen zurückzuweisen" (2. 2. q. 3 a. 2 ad 2), führt der Heilige Vater den Nachweis, daß der christliche Starkmut in dem Bekenntnis des katholischen Glaubens durch Wort und Tat die Allgemeinverpflichtung aller ist.

Gibt es eine Klasse von Personen, für die eine Mahnung zu christlicher Standhaftigkeit nicht angebracht wäre? Oder wer vermöchte auch nur eine Person anzuzeigen, die nicht verpflichtet wäre, diese Tugend zu üben, die in Märtyrern von Uganda so herrlich erstrahlt? Um sich der Pflicht zu entziehen, den Mut und die Standhaftigkeit dieser Helden nachzuahmen, kann sich niemand auf sein jugendliches Alter berufen, denn viele von jenen Neubekehrten hatten noch nicht das sechzehnte Lebensjahr erreicht. Noch viel weniger dürfte man sich auf das reife Alter berufen; denn es ist undenkbar, daß ein Erwachsener oder ein Greis weniger Mut zeigen dürfe als ein bartloser Jüngling. Auch die feinere Erziehung und die Gewohn-

[1] I 22 beati Martiri dell'Uganda, p. 23.
[2] Osservatore Romano, 2 marzo 1920.

heiten des Wohllebens berechtigen keineswegs das Widerstreben unserer heutigen Christen gegen die Martern, die die Pflicht der Verteidigung des Glaubens etwa mit sich bringen könnte; denn die Märtyrer von Uganda entstammten zum größten Teil den höheren Ständen, viele von ihnen gehörten sogar zum Hof des Souveräns.

Ja wir möchten euch zu bedenken geben, daß die Christen von heute eine noch strengere Pflicht haben als die Märtyrer von Uganda, den Glauben Jesu Christi zu bekennen. Jene armen Kinder Afrikas waren erst vor kurzem aus der Finsternis des Heidentums gekommen, sie waren noch nicht erleuchtet von jener Fülle des Lichtes, das den in einem katholischen Lande von katholischen Eltern geborenen der theoretische und praktische Unterricht der Religion bietet; auch die Rücksicht auf diese minder bevorzugte Lage der armen Neger zeigt uns, wie das Beispiel ihrer Standhaftigkeit ganz besonders zur rechten Zeit kommt. Denn wer Selbstachtung hat, der wird doch nicht wünschen, geringer zu erscheinen als derjenige, welcher sich in einer ungünstigeren Lage befindet als er selbst.

Oder sollte man etwa Rücksichten der Klugheit anrufen, die es verbieten, eine glänzende Zukunft aufs Spiel zu setzen? Eine solche Klugheit wäre Torheit, sie würde die Interessen der Ewigkeit den zeitlichen Vorteilen opfern. Aber auch abgesehen von der Torheit einer solchen menschlichen Klugheit, so belehrt uns heute das Beispiel der Pagen des Königs Mwanga recht zur Zeit, daß wir verpflichtet sind, weder vor den Drohungen der Mächtigen der Welt noch vor der Gefahr des Verlustes irdischen Reichtumes zurückzuschrecken, wenn es gilt, den Glauben Jesu Christi zu bekennen oder zu verteidigen. Jene jungen Pagen wußten wohl, daß der Zorn des Königs gegen sie entbrennen würde, falls sie weiter die Schule des Missionärs besuchen würden. Aber sie verließen dieselbe nicht. Sie holten sich vielmehr aus dem Unterricht dieser Schule den Mut zum Widerstand gegen die unreinen Lüste des Königs.

An diesem letzten Satze wollen wir nicht achtlos vorübergehen. Er gibt das Mittel an, die Tugend der Lauterkeit und Reinheit wieder zum Gemeingut des christlichen Volkes zu machen. Es liegt in der Belebung des Glaubens durch ernsthaftes Studium und liebevolles Betrachten der ewigen Wahrheiten, ein Mittel, das der hl. Thomas in

seiner theologischen Summa (2. 2. q. 82 a. 3) eindringlichst anempfiehlt. „Betrachte Gott, deinen Nächsten und dich selbst, so wie alle Verhältnisse, in welchen du zu jenen stehst und alle deine Pflichten im Lichte des Glaubens. Betrachte Gott als deinen Vater durch die Gnade, deinen Nächsten als deinen Bruder durch die Gnade, dich selbst als Kind Gottes, ein Glied Christi und einen Tempel des Heiligen Geistes durch die Gnade. Dann wirst du Gott anbeten mit kindlicher Ehrfurcht, dann wirst du deinen Nächsten achten als deinen Mitbürger im Reiche des Himmels und Hausgenossen Gottes, dann wirst du auch dich selbst ehren und heilig halten als ein übernatürliches Ebenbild Gottes, als ein erhabenes Heiligtum[1]."

Damit nehmen wir Abschied von den herrlichen Erlässen und Kundgebungen des Heiligen Vaters über die seligen Negermärtyrer. Der Einheits- und Gemeinschaftsgedanke, der in diesen Kundgebungen waltet, hat uns unser Gemein- und Gesellschaftsgut im Jenseits, Gott in seiner Seligkeit, aufgezeigt. Was aber im Jenseits seine Vollendung und Krönung erhalten soll, muß bereits im Diesseits grundgelegt worden sein und angefangen haben. Und so müssen denn die Menschen bereits im Diesseits in den gemeinsamen Besitz Gottes treten durch die Gnade und im Glauben und in der Liebe Gottes untereinander eine Gottesfamilie bilden, in der die Neger keine minderwertigen Familienmitglieder, sondern gleichberechtigte Hausgenossen sind. „Große Tröstungen", gestand Benedikt XV. einem zentralafrikanischen Missionsbischof bei einer Audienz am 1. Dezember 1920, „sind mir aus Afrika zugetragen worden. Wie froh war ich, die Negermärtyrer selig sprechen zu dürfen! Mir war viel daran gelegen. Ich wollte sie der christlichen Welt zum Vorbilde echter Glaubensstärke geben, deren sie so sehr bedarf." „Man darf wohl annehmen", sagte der Papst in seiner Ansprache am 29. Februar 1920, „daß heutzutage den allermeisten Christen weder Feuer noch Schwert als Marterwerkzeug bevorsteht. Wohl aber muß man sich auf den Hohn und Spott der Schlechten und Gottlosen gefaßt machen. Werden die Christen unserer Zeit dieselben so sehr fürchten, daß sie die Gebote Gottes, die sie im Geheimen

[1] Scheeben-Weiß, Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade, Freiburg[10], p. 577.